



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., I.: Der König Friedrich der Zweite von Preußen und die deutsche  
Nation.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

vielfältigung vorsetzt. Wenn man diesen unseres Erachtens einzig haltbaren Gesichtspunkt behauptet, daß in dem eigenmächtigen Verfahren eine unbefugte Bervielfältigung liegt, dann war das Verbot unter Strafandrohung auch ein nicht abzuweisender Theil des Inhalts des Entwurfes.

Wir haben versucht den Werth des Entwurfs gegenüber dem bestehenden Rechte zu prüfen und darzustellen. Ungeachtet wir nicht verschweigen durften, daß noch Manches in den Wünschen derer, welche für kräftige Entwicklung und ein Fortschreiten zur Vollendung des Urheberrechts kämpfen, gelegen haben mag, was darin übersehen oder geflissentlich nicht aufgenommen ist; so hoffen wir, daß ungeachtet dieser offenherzigen Rüge in unserer Darstellung unsere Meinung nicht verkannt werden wird. Sie geht dahin, daß es für Literatur und Kunst in Deutschland ein großer Segen sein würde, wenn der Entwurf zur gesetzlichen Geltung gelangte. Dabei legen wir nicht das kleinste Gewicht darauf, daß durch diese Errungenschaft die Einheit Deutschlands wenigstens auf einem Theile des geistigen Gebietes verwirklicht wäre. Kein Volk ist so geneigt, an dem errungenen Schätze sich trotz aller politischen Zersplitterung als Einheit zu erkennen, und von diesem Gebiete aus die streitenden Elemente versöhnen zu lassen als unser deutsches. Ein Weg ist hier gezeigt! Es ebne ihn, wer dazu Gelegenheit, Kraft und Gesinnung hat. Volkmann.

## Der König Friedrich der Zweite von Preußen und die deutsche Nation.

Von Onno Klopp. Schaffhausen, Hurter.

Der Verfasser des vorliegenden Werks giebt von Friedrich dem Großen ein Bild, dem gegenüber die bekannte Zeichnung Macaulays noch wie eine Verherrlichung aussteht. Zwar hat Macaulay die ganze Kraft seiner Farben aufgeboten, den Preußenkönig in einem möglichst abschreckenden Licht zu zeigen; aber als Künstler fühlt er doch, daß man den ersten Mann des Jahrhunderts nicht als einen leeren Schemen darstellen darf; er begreift, daß die Bewunderung eines Jahrhunderts sich auf etwas Reales beziehen muß, und wenn es an die Geschichte des siebenjährigen Krieges geht, so weiß er

diesen gewaltigen Menschen so zu zeichnen, wie es dem Künstler ziemt. Friedrich erscheint als ein Dämon, zum Unheil der Menschen geboren, aber als ein Dämon, auf dessen Stirn ein Funke jenes göttlichen Lichtes blüht, das Milton auch in dem Fürsten aller Empörer, in Lucifer entdeckte.

Herr Onno Klopp besitzt dieses künstlerische Gefühl nicht. Er wiederholt die Anklagen Macaulay's, vermehrt sie mit neuen, politischen und moralischen, aber er gibt ihnen kein Gegengewicht. Von der Führung des großen Krieges wird weiter nichts erzählt, als daß Friedrich die Franzosen bei Roßbach wider seinen Willen schlug, und daß er sich das Geld zu diesem Kriege durch greuliche Erpressung verschaffte. Vielleicht ist das nur Bescheidenheit: er ist kein Militär, und fühlt sich der Aufgabe, einen Feldzug zu schildern nicht gewachsen. Aber er thut mehr: er deutet verblümter Weise an, daß der Glaube an Friedrichs Feldherrntalent wol eben so windig sein dürfte, als der Glaube an seine sonstigen Vorzüge. Er erzählt, daß Prinz Heinrich zu Reinsberg den Helden des siebenjährigen Krieges Denkmäler errichtet habe, und daß Friedrich unter denselben nicht gewesen sei. Er erzählt das in jener mysteriösen Weise, die den Leser ein schwarzes Geheimniß vermuthen läßt, in derselben Weise, wie er z. B. erzählt, daß Friedrich Wilhelm I. als er seinen Sohn zum Tode verurtheilte, wol noch ein anderes Verbrechen desselben im Auge gehabt haben könne, als den Versuch der Desertion. Was für eins? Herr Klopp beobachtet darüber ein schauerliches Schweigen, aber die Atmosphäre, die man in seiner Schrift athmet und die stark an Eugen Sue erinnert, läßt bei dem arglosen Leser keiner andern Vermuthung Raum als: Versuch des Vaternordes. Friedrich Wilhelm I. hat seinem Sohn zu verstehen gegeben, er könne ihm noch Vieles vorwerfen. Zwar befand er sich, als er das sagte, in einem völlig unzurechnungsfähigen Zustand; er befand sich oft in einem solchen Zustand, Herr Klopp macht es selbst bemerklich, wo es darauf ankommt, die Anklagen des Königs gegen Oestreich als nichtig darzustellen; aber hier, wo es gilt, in dem Leser einen angenehmen Gespensterschauer zu erregen, vergißt er diesen Umstand. Friedrich war von seinem Vater auf jede erdenkliche Weise gemißhandelt worden, er konnte täglich noch ärgere Mißhandlungen erwarten; daß er sich bemühte zu entlaufen, war sehr natürlich; daß der König die Desertion eines Offiziers als den furchtbarsten Frevel gegen Gott ansah, daß er es noch für eine gelinde Strafe hielt, den Malificanten mit glühenden Zangen zu zwicken und dann zu viertheilen, ist bekannt, und Herr Klopp erzählt es selbst, daß er also in der Stimmung war, sich seinen Sohn in seinen Phantasien noch schwärzer als Judas Ischariot auszumalen, darf keinen überraschen, der mit seiner Redeweise vertraut ist. Aber Herr Klopp, der seinen Eugen Sue wohl gelesen hat, läßt seine Phantasie anregen und ahnt etwas Entsetzliches. Er spricht das Wort des Vaternordes nicht

aus; aber was für ein Verbrechen dem jungen Prinzen sonst vorgeschwebt haben soll, wird die kühnste Combination nicht ergrübeln. Das Beispiel ist charakteristisch für das ganze Buch, denn nicht die offene Anklage, sondern die verblümete, halb verschwiegene, welche mehr die Phantasie als den Verstand anregt, macht den Kern desselben aus. Das Beispiel ist noch in einer andern Weise charakteristisch. Macaulay wählt für seine Perspective einen sehr gewagten Standpunkt, aber er ist doch so weit Künstler, daß er nun auch die Figuren, die in diese Perspective fallen, an demselben Ort läßt. Vom Standpunkt der Humanität des 19. Jahrhunderts aus verurtheilt er den militärischen Despotismus Friedrichs, aber nun bleibt er auch dabei stehn; von diesem Standpunkt aus erscheint ihm der militärische Despotismus Friedrich Wilhelms I. noch viel greulicher, weil er in den Formen viel brutaler, in seinem Zweck vollkommen sinnlos war. Herr Klopp aber wechselt den Standpunkt: gegen Friedrich spielt er den Trumpf der Humanität aus; Friedrich Wilhelm I. dagegen, so oft er in Conflict mit seinem Sohn kommt, erscheint als der schlichte brave Mann. Das ist um so auffallender, da er sonst keine Gelegenheit versäumt, dem gesammten preußischen Regentenhaufe so viel schwarze Dinge nachzusagen als möglich. Und was ist der Grund dieser doppelten Perspective? Friedrich Wilhelm I. war österreichisch gesinnt, Friedrich war ein Feind Oestreichs. — Macaulay's Essay war ein künstlerisches Experiment in ungewöhnlichen Farben, das Buch des Herrn Klopp ist eine Parteischrift, die nicht auf eine objective Darstellung ausgeht, sondern die den bewußten Zweck hat, den Helden einer Partei und damit die Partei selbst in möglichst abschreckendem Licht zu zeigen. Man sehe sich den Umschlag des Buchs an: lauter Schriften zur Verherrlichung Oestreichs und des Katholicismus, meistens von Renegaten abgefaßt z. B. von Hurter und Gfrörer. Auch Gfrörer fing keineswegs offen als Katholik an: sein erstes Werk vertrat den sogenannten ghibellinischen Standpunkt, den Standpunkt, den ein anderer Renegat, Friedrich Schlegel, erfunden hatte; er sprach sich mit der größten Verachtung über die Bigotterie Ferdinand des Zweiten, über die Einmischung religiöser Motive in politische Entschlüsse, mit der allergrößten Verachtung über die deutsche Kleinstaaterei aus. Es war, so viel wir beurtheilen können, ehrlich gemeint und nicht ohne Geist geschrieben. Aber das Sprichwort, welches uns warnt, einem den Finger zu geben ehe wir zusehen haben, wer er ist, weil er sonst leicht die ganze Hand nimmt, hat vollkommen recht: Herr Gfrörer bestreut jetzt sein Haupt mit Asche, schwingt in den Processionen das Rauchfaß und küßt den Bettelmönchen die Kapuze. Das soll nicht eine Widerlegung sein; es ist eben nur eine Bemerkung. Herr Klopp begann mit einer objectiv geschriebenen Geschichte Ostfrieslands.

Die Wendung, welche der letzte Band dieser Geschichte nahm, schien dem Landrathscollégium von Ostfriesland nicht mehr objectiv, sondern tendentiös; es entzog ihm die bisher bewilligte Unterstützung, wofür ihn die hannöberische Regierung entschädigte. Gegen die ausgesprochene Tendenz der gegenwärtigen Schrift wird Graf Borries nichts einzuwenden haben, sie wird ihm vielmehr sehr genehm sein. Aber im Geist des Verfassers scheint uns ein Trieb der Consequenz zu liegen, die ihn auf der Bahn der „ghibellinischen“ Politik noch über den Grafen Borries hinausführen wird.

Die Tendenz der Schrift ist die Verurtheilung des Dualismus zwischen Oestreich und Preußen, und die Anklage gegen den König, daß er einzig und allein diesen Dualismus herbeigeführt habe. Alles andere ist Beiwerk, und namentlich der Zorn gegen Friedrich gilt nicht dem unsittlichen Menschen, als welcher er hier erscheint, sondern dem politischen Gegner. Diese politische Seite der Schrift soll auch hier hauptsächlich ins Auge gefaßt werden. Doch muß über die Art und Weise, wie das sittliche Bild Friedrichs zu Stande gebracht ist, vorher noch einiges gesagt werden.

Die größere Zahl der Männer, welchen die Geschichte den Beinamen des Großen gibt, waren Eroberer. Jeder Eroberer verursacht seinem Zeitalter schwere Leiden, die mit der Zeit in Vergessenheit gerathen. Die Nachwelt sieht die Thaten des großen Mannes aus der Ferne und macht sich aus dem Ganzen seines Lebens ein Bild, dem immer etwas Mythisches anklebt. Die historische Kritik wird gegen dieses mythische Bild sehr viel einzuwenden haben; wenn sie aber weise ist, so wird sie es nicht ganz außer Acht lassen, sondern sich zu erklären suchen, worauf dasselbe sich gründet; denn sie muß sich stets daran erinnern, daß die Genauigkeit des Details noch lange nicht die Aehnlichkeit des Portraits bedingt, und daß sich der Geist eines großen Menschen in der Ueberlieferung oft richtiger ausspricht, als in einzelnen authentischen Urkunden.

Jeder Eroberer, ja im weitern Sinn jeder Gründer eines neuen Lebenselements muß Altes zerstören. Dazu gehört eine gewisse Härte des Gemüths und ein Mangel an Pietät gegen überlieferte für heilig gehaltene Sagen. Man erzählt von Friedrich, daß er einmal ein fliehendes Bataillon mit den Worten zurückgetrieben habe: Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben? — Das klingt entsetzlich, wenn man sich auf seinem Zimmer mit den Lehren der Weisheit und Tugend beschäftigt; auch soll die Aeußerung nicht gelobt werden. Aber genau so, ohne alle Ausnahme, empfindet jeder Feldherr in der Schlacht. Wenn nicht jeder Feldherr so massenhaft die Menschen abschlachten läßt wie Suworow, so ist das, weil nicht jeder mit seinem Material so verschwenderisch umgehn kann; Humanitätsrückichten halten keinen zurück. Der Mythos von Friedrich ist durch die zahlreichen Bonmots, die man von ihm

hat, sehr gefördert worden; aber für ein Zeitalter der Kritik sind diese Bonmots wieder sehr bedenklich.

Indessen verzeiht man auch die Härte, wenn sie mit einer gewissen Grandezza auftritt. Ein Mongolenfürst, dem eine halbe Million folgt, kann viele Greuelthaten begehen: da er gegen seine Umgebung allmächtig ist, so nimmt seine Willkür etwas Göttliches an und äußert sich mitunter auch wol als Großmuth. Schwerer verzeiht man vom ästhetischen Standpunkt die List. Die Anfänge mongolischer Herrschaft verlieren sich ins Dunkle. Durch welche Winkelzüge sich der Eroberer an die Spitze seiner halben Million gestellt, ist nicht bekannt: sobald er in Scene tritt, ist er der Herr, der Allmächtige. Wo aber der Schwächere zu großer Macht emporstrebt, da wird er das Hilfsmittel der Politik nicht entbehren können, und soviel der Mythus gearbeitet haben mag, die Spuren des Kleinlichen zu verwischen, die Kritik entdeckt sie doch. Die Empfindung also, welche Friedrichs Geschichte erregt, wird je nach dem Gesichtspunkt, den der Beschauer einnimmt, sehr verschieden ausfallen. Aber es kommt noch ein ganz eigenthümlicher Umstand hinzu.

Wir hatten in Prima einen geistvollen Lehrer, der sich bei dem deutschen Aufsatz nicht bloß auf die äußere Correctur beschränkte, sondern uns in die richtige Methode einzuführen suchte. Er nahm u. a. die Charakteristik Friedrich des Großen mit uns durch. Zuerst zeigte er, daß wir das gesammte Material nach einer bestimmten Ordnung classificiren müßten: Friedrichs Eigenschaften als Staatsmann, als Feldherr u. s. w.; wenn wir hier in den einzelnen Fächern alles zusammen hätten, müßten wir untersuchen, welches für uns das wichtigste sei? dieses müßte der leitende Gesichtspunkt für den ganzen Aufsatz sein, und alle andere Fächer müßten sich demselben unterordnen, alle von dieser Perspective aus betrachtet werden. Unter den verschiedenen Eigenschaften Friedrichs wurde auch erwähnt, daß er Poet und Schriftsteller gewesen. Indem wir nun unser Gutachten abzugeben und zu begründen hatten, welche von Friedrichs Eigenschaften in den Mittelpunkt zu stellen sei, kamen wir alle darin überein, daß es die Schriftstellerei entschieden nicht sein könne. Zu unsrer äußersten Verwunderung bemerkte der Lehrer, daß es doch wol geschehen könne, wenn man es nur geschickt anzufangen wisse.

Er gab dem Einfall keine weitere Folge. Gewiß wäre er aber nicht weniger verwundert gewesen, als wir, wenn er gewußt hätte, daß noch in demselben Jahre oder ein bis zwei Jahre später der Einfall wirklich von einem großen Schriftsteller durchgeführt werden sollte. Denn das ist das Charakteristische von Macaulay's Aufsatz, daß ihm Friedrichs Schriftstellerei den Gesichtspunkt für die Würdigung des ganzen Menschen gibt.

Unmittelbare schriftliche Aufzeichnungen gehören gewiß zu den wichtigsten Momenten in der Beurtheilung einer historischen Person; theils um die That-

sachen, theils um die Motive festzustellen. Wenn wir aber Friedrichs Gedichte, ja auch einen großen Theil seiner prosaischen Aufsätze und Briefe aufschlagen, so gewahren wir zu unserm größten Erstaunen, daß hier eine ganz andere Atmosphäre von Empfindungen und Gedanken herrscht, als die wir aus seinem wirklichen Leben herauslesen. Ein Beispiel genügt. Er schrieb die Widerlegung des Machiavell, als der Ueberfall der österreichischen Monarchie ihm schon im Sinne lag; er gab die zweite Auflage heraus, als er ihn ins Werk setzte. Nun waren die Motive dieses Ueberfalls gewiß so machiavellistischer Art, als irgend ein historischer Entschluß. Und überhaupt finden sich die zahlreichsten Widersprüche zwischen den Motiven Friedrichs, die er ganz offen, nicht bloß in seinen Briefen, sondern auch in seinen historischen Werken ausspricht, und den Lehren des Antimachiavell.

Diesen Widerspruch aufzulösen, ist die oberflächliche Erklärung, leicht bei der Hand: der Schriftsteller suchte die Welt über das zu täuschen, was der Politiker vorhatte. Der einfache Vergleich der Daten ergibt das Unfinnige dieser Voraussetzung. Friedrich schrieb in gutem Glauben seinen Antimachiavell, er legte in ebenso gutem Glauben in den Briefen und Memoiren seine machiavellistischen Grundsätze nieder, er empfand den Widerspruch gar nicht, weil in der Bildung seines Geistes und Herzens ein Dualismus herrschte, der zu den größten Räthseln unserer Culturgeschichte gehört. Macaulay hat an diesem Räthsel geistvoll boshaft, Herr Klopp hat geistlos daran herum getastet; vielleicht wird Carlyle in der Fortsetzung seines Werks eine tiefere Auflösung finden. Hier nur einige Worte darüber.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war keine Nation in Europa geistig so wenig entwickelt als die deutsche; oder vielmehr — denn der Ausdruck ist nicht ganz genau — die deutsche Nation hatte durch eine lange schwere Krankheit den Gebrauch ihrer Zunge und dadurch bis zu einem gewissen Grade die Bestimmtheit ihres Denkens und Empfindens verloren. Ihre mittelalterliche Poesie und Sprache hatte sie ganz vergessen, das Volkslied war verstummt, der Meistersong wucherte nur noch kümmerlich in armseligen Gelegenheitsgedichten, die Sprache Luthers war durch scholastische Verbildung der Universitäten aus den Fugen gerissen, der Versuch einer gelehrten Poesie, der mit Opitz begann und ohnehin mit dem Leben des Volks nichts zu thun hatte, war seit Lohensteins Tod völlig aufgegeben. Die Gelehrten correspondirten untereinander in einem möglichst schlechten Latein, in dem sie es doch eigentlich nie bis zum Denken brachten, und darin wurde auch die Jugend erzogen. Wenn Leibniz, vielleicht der erste Denker des Jahrhunderts und auch als Schriftsteller in erster Linie, sich deutsch auszudrücken versucht, so ist es rührend zu verfolgen, welche Mühe ihm das macht und wie wenig es ihm gelingt, jene Klarheit und Fülle zu gewinnen, die ihm im Französischen nie fehlt.

Noch unbeholfener sehen die Versuche von Thomasius und andern braven und ehrlichen Denkern aus. Nicht bloß die Worte fehlten, man hatte auch den Sagbau verlernt. Es wurde erst besser, als zwei einseitige aber consequente Schulmeister, Wolf und Gottsched, Deutschland förmlich in Zucht nahmen und ihm das ABC beibrachten. Nachher, als die Deutschen das ABC gelernt, und ihre Schulmeister verlangten, sie sollten dabei stehn bleiben, wurden sie mit Recht abgesetzt. Im Jahr 1740 aber, als Friedrich 28 Jahr alt und der Schule längst entwachsen zur Regierung kam, saßen die Deutschen noch auf den Schulbänken.

Die andern Nationen, Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer, erfreuten sich bereits einer reichen und in ihrer Art vortrefflichen Literatur, an welcher die Großen in Deutschland ihre Neigung zum gebildeten Genuß befriedigten. Das Haus Oestreich führte seiner Verbindung wegen bald die spanische, bald die italienische Sprache bei Hofe ein; da es aber mit der geistigen Bewegung der deutschen Nation in keiner oder nur in geringer Verbindung stand, so fanden diese Sprachen keine Verbreitung. Die Höfe von Berlin, Dresden, Hannover, Heidelberg sprachen französisch. Diese Sprache war in der That damals am meisten geeignet, den Weltverkehr zu unterhalten. Sie ließ sich erlernen, denn ihre Gesetze waren durch die Akademie streng geordnet, sie verstattete einen genauen und raschen Ausdruck, sie war so weit gebildet, daß man eine ganze Reihe sittlicher und ästhetischer Vorstellungen gewissermaßen mit in den Kauf nahm, sobald man nur die Grammatik lernte. In keiner Sprache war es möglich, so viel Salbung mit so viel Vernunft zu verbinden. Die Franzosen — die Bossuet, Racine u. s. w. — waren katholisch und orthodox, aber ihre Sprache zwang sie, den offenbaren Unsinn zu vermeiden. Außerdem besaß die Sprache Geschmeidigkeit genug, durch Witz und Scharfsinn die hergebrachten Begriffe zu zerlegen, und einen Geist, der nach Freiheit strebte, ohne zu große Anstrengung in das Spiel ungewöhnlicher Reflexionen einzuführen. Endlich, sie lehrte mit Anstand höflich sein; sie konnte die unerhörtesten Schmeicheleien aussprechen, ohne in der Form dem Selbstgefühl etwas zu vergeben, während die damalige deutsche Kanzleisprache, auch wo in den Gedanken und Empfindungen sich große Kühnheit versteckt, in der Form, wie eine Sprache von Knechten ausah.

Friedrichs Vater haßte die Franzosen und ihre Sprache; aber er hatte es doch nicht gehindert, daß Friedrich selbst im Geist seiner Großmutter Sophie Charlotte schon als Kind französisch erzogen wurde. Mit der französischen Sprache nahm er zugleich die gestempelten sittlichen Begriffe der Franzosen in sein Gedächtniß auf und lernte nach der Analogie derselben reden, in Versen wie in Prosa — über Tugend, Ehre, Bildung, Sittlichkeit, Despotismus u. s. w. Ob er auch so zu denken und zu empfinden lernte, ist

eine andere Frage. Freilich gefielen ihm die Worte, die Begriffe, die Gedanken; er ließ sie gern und leicht über die Zunge gleiten; er weinte auch wol im Theater bei schönen Stellen, und war gewiß selber sehr bewegt, wenn er in Versen oder in Prosa eine schöne Stelle niedergeschrieben hatte: aber es war das jene oberflächliche Erregung, für welche Göthe das vortreffliche Wort *Aneempfinden* erfunden hat. Seine eigene Seele darf man in diesen schönen Stellen nicht suchen, aber auch nicht in den schlechten Stellen, denn jene Geschmeidigkeit im Hersehen sittlicher Begriffe, die so leicht den Anschein der Frivolität annimmt und die uns in Friedrichs Briefen in der That nicht selten anstößig wird, war eben so von der Amme und dem Schulmeister gelernt wie jene sentimentalen und salbungsvollen Redensarten. Herr Danne Kloppe hat eine Menge von Briefstellen excerpirt, um seinen Helden recht schwarz zu malen. Die folgende hat er nicht angeführt, auf die man überhaupt noch nicht aufmerksam gewesen ist. Es ist aus einem Brief an Darget, 10. Mai 1754, über den Unterschied der Deutschen und Franzosen. *Il est vrai, que nous sommes pesants, lourds, et que nous avons le malheur d'avoir du bon sens; mais s'il vous fallait choisir un ami, chez qui le prendriez vous?* Die Stelle verdient Erwägung, denn sie ist wahr, nicht bloß objectiv, sondern auch subjectiv, obgleich Friedrich ihr öfters widerspricht. Hinter seiner französischen Larve sieht man das altmärkische Gesicht, den Sohn seines Vaters, den Urenkel des großen Kurfürsten, den Erben der eisernen Markgrafen, die mit rauher Hand aber sicherem Blick zugriffen, wo es nöthig war.

Friedrich war nicht so enthusiastisch, nicht so sentimental, aber auch nicht so frivol als seine Zunge. Freilich war es ein Unglück für ihn, daß der Einfluß seines Redens auf einen großen Theil seines Geistes übergegangen war, aber es gab doch einen Kern in demselben, der frei von diesem Einfluß und deutsch geblieben war. Es ging ihm wie der ganzen Zeit, die ihre Ideale außerhalb des wirklichen Lebens, im Reich der schönen Träume suchte. Lassen wir uns von den Redensarten nicht täuschen, so finden wir sogar viel Aufrichtigkeit; nur muß man sich nicht an die Worte halten. — In'sgeheim schwebt uns immer die Idee vor, ein großer Mann stelle seinem Leben ein Princip zum Wohl des Menschengeschlechts und zum Frommen des künftigen Geschichtsphilosophen, und nach diesem richte er die Grundsätze seines Handelns ein. Das ist noch nie vorgekommen, so lange die Welt steht. Der Gewaltige, der ein Jahrhundert sich unterjocht, wird durch seinen Dämon d. h. durch die übersprudelnde Kraft seines Geistes getrieben, sich selber zu bethätigen, und da nur die Kraft sich geltend macht, die zugleich allgemeine Kraft der Epoche ist, so werden durch diese Selbstbethätigung zugleich die Zwecke der Vorsehung gefördert. Friedrich hat freilich im Anfang seiner Laufbahn nicht überlegt, ob das, was er unternahm, zum Frommen Deutschlands und

der Menschheit sei; er drückt sich in seiner französischen Art frivol genug darüber aus: er wolle seinen Namen in den Zeitungen lesen. Alexander der Große, Cäsar u. s. w. sprachen nicht französisch und Zeitungen gab es nicht; wenn sie aber dem Trieb ihres Dämons Worte geliehen hätten, so würde es ungefähr auf dasselbe herausgekommen sein.

Es ist nicht nöthig, auf das Nebenwerk weiter einzugehn. Wenn Herr Klopp z. B. über den Mangel an männlicher Würde die Hände ringt, der darin liegen soll, daß der junge Friedrich einem Vater gegenüber, der jedes seiner Worte mit finstern Argwohn belauert, und der nicht bloß mit dem Stock, sondern mit dem Schwert des Henkers bei der Hand ist, sich in Formen der Unterthänigkeit überbietet, und andern gegenüber seinen Troß und seine Kränkung nicht verhehlt, so ist dieser scharfe Tadel ein erfreuliches Zeugniß für das sittliche Gefühl des modernen Scribenten, aber man kann eigentlich doch nur die Achsel darüber zucken. Wenn er ferner, um das Räthsel zu erklären, wie ein so schwarzes und dabei so unbedeutendes Ungeheuer die Begeisterung seines Jahrhunderts erregte, wie aus ihm jene mythische Figur wurde, die wir alle kennen; wenn er, um dies zu erklären, mit der ehrbarsten Miene von der Welt versichert: auch diese Begeisterung sei nur ein Mythos der späteren Zeit, künstlich hervorgerufen durch preußische Schriftsteller, namentlich durch einen gewissen Fischer: — so ist die Gravität dieser Behauptung, gleichviel ob sie aus Unwissenheit oder aus bösem Willen hervorgeht, das schlagendste Kennzeichen für den sittlichen Werth des ganzen Buchs. — Wir lassen diese Spielereien gänzlich bei Seite, und wenden uns zum Kern der Sache.

Die Stimmung der Zeitgenossen für Friedrich ging aus dem Eindruck hervor, den ein großer souveräner und zusammenhängender Wille immer hervor bringt, namentlich aber auf ein Zeitalter, das nur an halbes, unklare Wollen gewöhnt in immer tiefere Schläffheit versinkt. Diese Stimmung gilt nicht bloß dem Feldherrn: nicht lange vor dem siebenjährigen Krieg hatte Prinz Eugen sehr große Schlachten gewonnen, ohne daß die Popularität Eugen's mit der Friedrichs im entferntesten zu vergleichen wäre.

Das Urtheil der Nachwelt dagegen beruht noch auf etwas Anderem. Die Nachwelt fragt nach der Frucht, die jener große Wille hervorgebracht. Diese Frucht ist die Gründung des preußischen Staats. Wenn Hr. Klopp über den Ausdruck Friedrichs: La nation prussienne spöttelt, so wollen wir die Correctheit desselben nicht vertheidigen; aber Hr. Klopp weiß recht gut, wie er gemeint ist und daß er sich auf Wahrheit gründet, denn er selber sagt: erst seit Friedrich gab es Preußen. Freilich meint er, außer den Preußen gäbe es nur noch „Deutsche“; aber es scheint doch u. a. auch noch Oestreicher zu geben, die z. B. 1848 in der Paulskirche sich schärfer von den „Deutschen“ sonderten, als die Preußen; und diese Oestreicher hat es schon vor Friedrich

gegeben, wenigstens zeichneten sich die Panduren, die Ungarn und Kroaten nicht übertrieben durch deutsche Gesinnung aus. — Ist die Gründung Friedrichs, ist die Gründung des preussischen Staats ein Gewinn oder Verlust für Deutschland? Das ist die Frage, auf die alles ankommt.

Denn nur eine unverständige Vergötterung kann alle Mittel, die ein großer Mann anwendet, unbedingt vertreten oder gar zu Regeln stempeln wollen. Wir sind bereit, Herrn Klopp eine große Menge von Zugeständnissen zu machen. Friedrichs Handelspolitik war gänzlich verfehlt; seine Militäreinrichtung wich zwar nicht so ungeheuer von der anderer deutscher Fürsten ab, als gesagt wird: wenn Herr Klopp z. B. die sächsische Geschichte studiren wollte, so würde er finden, daß der König von Polen, August der Starke, lange vor Friedrich seine Rekruten auch auf eine ganz erstaunliche Weise zusammenbrachte. Aber zu rechtfertigen war Friedrichs System nicht. Ein Heer, welches man bloß als gut gedrehte Maschine betrachtet, kann vorübergehend unter einem gewaltigen Feldherrn große Erfolge haben; auf die Dauer aber ruiniert es den Staat. Jena hat uns gezeigt, was es mit diesem Systeme auf sich hat, wenn eben kein Friedrich an der Spitze steht. 1813 hat uns gelehrt, wie wir unser Heer auf dem Boden der Nationalität aufzurichten haben. Sollte die unglückselige Idee, die Landwehr aufzugeben und im altfranzösischen Sinne durch eine große Drillmaschine auf Unkosten aller übrigen Staatskräfte zu ersetzen, wirklich ausgeführt werden, sollte das Junkerthum wieder zum Herrn der Armee und die Armee zum Herrn des Staats gemacht werden, so wäre durch diesen Schritt, der uns um ein Jahrhundert zurück brächte, auch der erste Schritt zu Preußens Untergang gethan. — Verwerflich war es ferner, daß Friedrich ganz allein regieren wollte. Diese Aufgabe geht über die Kräfte auch des größten Menschen hinaus und würde in unserer Zeit, wo die Bedürfnisse so viel verwickelter geworden sind, zur Auflösung führen. — Es ist sehr nöthig, das deutlich auszusprechen; denn wir, die Bewunderer und Anhänger Friedrichs, des Gründers von Preußen, haben alle Ursache, die Folgerungen von uns abzuwehren, welche die Feinde Preußens uns aufbürden möchten. Nicht der Stock, nicht die Fuchtel, nicht das Junkerthum, nicht die Regie sind die Dinge, die wir in Friedrich verehren: diese Reliquien überlassen wir gern der Kreuzzeitung und ihren Freunden.

Wir verehren Friedrich als Gründer des preussischen Staats. Das war er trotz jener Fehler; er war nicht, wie Herr Klopp uns glauben machen möchte, der bloße Kriegsführer, der einige Sommer hindurch Geld zusammen scharrte, um damit sein Wintervergnügen, einen Feldzug, zu bestreiten. In Herrn Klopps Darstellung durchkreuzen sich zwei verschiedene Systeme. Nach dem

Greuzboten I. 1861. 10

einen System hat Friedrich durch seinen ersten Frevel, durch die Eroberung Schlesiens seine Zukunft gebunden; er war zu beständigem Mißtraun gegen das beleidigte Oestreich genöthigt, und dieses Mißtraun erstickte bei ihm alle andern politischen Gedanken. Nach dem andern System ging er auf sein Wintervergnügen aus, sobald er genug zusammen gespart; so 1756, so 1778, so 1785. Der siebenjährige Krieg sei nicht ein Krieg der Abwehr, sondern ein Eroberungskrieg gewesen, ebenso der bayersche Erbfolgekrieg; in beiden Fällen habe er sich aber verrechnet und daher seinen Zweck verfehlt. Es ist richtig, daß Herzbergs Denkschrift von 1756 den juristischen Beweis für den beabsichtigten Friedensbruch von Seiten Oestreichs nicht führt; aber darauf kommt es auch nicht an. Friedrich erklärte selbst, daß seine Feinde den Krieg nicht jetzt, sondern später wollten, und daß er ihnen zuvorkam, bevor sie gerüstet wären. Von dieser Absicht war er moralisch überzeugt: die Stellen, die Herr Kloppe aus seinen spätern Briefen anführt, beweisen gar nichts. Uebrigens sind wir keineswegs gemeint, die Maxime seines Handelns bei dieser Gelegenheit als allgemein giltige Maxime aufstellen zu wollen. Was aber den bayerschen Erbfolgekrieg betrifft, so thut der Verfasser dem König entschieden Unrecht; denn durch diesen kleinen Krieg wurde verhindert, was Friedrich allein verhindern wollte, das Wachsthum Oestreichs. Der Fürstenthum hatte einen ähnlichen Zweck. Gern wollen wir zugeben, daß der erste Schritt, der Angriff gegen Oestreich und das daraus hervorgehende Mißtraun nicht wenig dazu beitrug, seiner spätern Politik die beständige Richtung gegen Oestreich zu geben; aber dieser Gegensatz hatte noch einen tiefern Grund. Mit sicherem Blick erkannte Friedrich, wo er aufräumen müsse, um der neuen Schöpfung Platz zu verschaffen. Er hat das Reich nicht zerstört, das als solches nur auf dem Papier vorhanden war; aber er hat die Anarchie, die er vorfand, zu einem bestimmten bleibenden Gegensatz zusammengerafft; er hat den Weg eingeschlagen, auf welchen die Zustände ihn dringend hinwiesen, er hat dem Gedanken, der seinen Vorfahren mehr oder minder unklar vorschwebte, Leben gegeben; und dieser Weg war der einzige, auf dem für Deutschland ein neues Leben zu hoffen war.

Die Vorwürfe, er habe Deutschland den Fremden geöffnet, so oft sie sich wiederholen, sind völlig aus der Luft gegriffen. Die Fremden waren schon vor Friedrich genug in Deutschland. Frankreich hat vor Friedrich von 1535 bis 1735 dem sogenannten deutschen Reich eine Provinz nach der andern genommen. Alle diese Provinzen hatte der deutsche Kaiser abgetreten, theils aus Noth, theils um seinem Haus Erwerbungen zu verschaffen. Die letzte Provinz, die er abtrat, Lothringen, war ein Austausch gegen Toscana, welches sein Schwiegerohn erhielt. Der blutige Krieg, der 1714 endigte, wurde nicht um des deut-

ſchen Reichs willen geführt, nicht um dem deutſchen Reich eine verlorene Provinz wieder zu erobern, ſondern um dem Hauſe Habsburg die Krone Spaniens zu verſchaffen, womit dem deutſchen Reich gewiß nicht gedient war. Das Blut dieſes Krieges floß nicht für Deutſchland, ſondern für den unverständigen Ehrgeiz des Hauſes Habsburg: für den unverständigen, denn es wußte nicht, was es mit dem Erbe Spaniens anfangen ſolle.

Während der Regierung Friedrich des Großen hat Frankreich von Deutſchland nichts erworben, denn die Uebertragung Lothringens von Sobieſky an Frankreich war nur noch ein formeller Act.

Die Fremden hausten mehr als nöthig in Deutſchland. Die Schweden waren in Pommern; als der große Kurfürst ſie daraus vertreiben wollte, hinderte ihn der Kaiſer im Einverständniß mit dem Erbfeind, denn es lag ihm nichts daran, „daß im Norden ein neues Königreich der Vandalen ſich bildete.“ Die deutſchen Fürſten, die in Deutſchland ſelber ſich nicht ausbreiten konnten, ſuchten fremde Kronen, und da ihr Schwerpunkt dann nach Außen fiel, wurde Deutſchland durch fremde Interereſſen bald hier bald dahin, immer auseinander geriffen. Der Herzog von Holſtein war zugleich König von Dänemark, der Kurfürst von Hannover König von England, der Erzherzog von Oeſtreich König von Ungarn, der Kurfürst von Sachſen König von Polen. Wie ſorgſam auch das engliſche Parlament ſich hütete, für hannoverſche Interereſſen einzutreten, ſobald England einen Krieg führte, war doch durch die Lage der Dinge Hannover bedroht und mit ihm Deutſchland. Die ſächſiſchen Auguſte hatten in Waſchau nichts weiter als eine hohle Krone ohne alle Bedeutung, aber um dieſer Krone willen wurde Sachſen ein Jahr lang von Karl dem Zwölften geplündert und ausgeſogen, um dieſer Krone willen ging das deutſche Lothringen an Frankreich verloren. Von einer deutſchen Nation, von einer entwickelungsfähigen Verfaſſung war nicht die Rede; die Kaiſer hatten die Idee, Deutſchland wirklich zu beherrſchen; für immer aufgegeben; ſie benutzten das Reich nur, um Hilfstruppen für die Kriege zu erhalten, die ſie um ihrer Hausmacht willen führten: in Italien, in Belgien, in Ungarn, wenn ſie die dortigen Proteſtanten durch Verfolgungen zum Aufruhr gereizt hatten. Es iſt hier nicht der Einzelne anzuklagen; die Verfaſſung war von der Art, daß einer nur den andern hinderte. Nichts Gutes konnte geſehen, wenig Böſes konnte gehindert werden. Jede Reform, auch die nöthigſte, wurde durch den Widerspruch des einen oder des andern hintertrieben. Zu groß, um Oeſtreichs Vaſallen zu ſein, zu klein, um etwas für ſich zu bedeuten, ſtellten die Fürſten dem Kaiſer Hilfstruppen, und auch das nur, wenn ſie guter Laune waren,

machten um des Vergnügens willen Kriegszüge ohne Zweck in fremden Diensten, vergeudeteten das Geld des Landes in Venedig oder richteten im eignen Lande eine Maitressenwirthschaft nach dem Vorbilde Ludwig des Vierzehnten ein, durch welche das ganze Land bis ins innerste Mark vergiftet wurde. Frankreich hatte doch nur einen Hof der Art, Deutschland aber, das durch den dreißigjährigen Krieg ausgesogene, ein Duzend. — Das alles sind nicht neue Dinge, sie müssen aber so oft wiederholt werden, als ein beliebiger Herr Kloppe auftritt mit der Behauptung das Reich sei im herrlichsten Zustande gewesen, bis der böse Friedrich es zerriß.

Dieses Elend der großthuenden Kleinstaaterci, dieses Hinsiechen des deutschen Staatskörpers konnte nicht durch Palliativmittel, sondern nur durch einen kühnen Schnitt geheilt werden. — Souveräne Staaten zu bilden, war die leitende Idee der neuen Zeit. Der Feudalstaat hatte sich überlebt, eine neue Form war noch nicht gefunden. — Die europäischen Reiche waren durchweg vom alten römischen Reich losgerissen; die Lehnsfürsten hatten sich souverän gemacht, ihre Vasallen mehr und mehr niedergedrückt, und an ihnen herauf bildete sich allmählig eine Nation. Nur Deutschland und Italien erlagen dem unseligen Wahn, das Cäsarenreich sei wiederherzustellen. Um römische Kaiser zu sein, versäumten die deutschen Könige, sich zu Hause einzurichten. Der große Welfe hatte vergebens versucht, einen deutschen Staat zu gründen; nach seinem Untergang herrschte die Kleinstaaterci. Noch einmal unternahm Karl der Fünfte — in dessen Monarchie die Sonne nicht unterging — das alte Werk; es mißlang, und der westphälische Friede besiegelte die Auflösung des deutschen Reichs. „Ich bin Kaiser in meinen Staaten!“ sagte ein Menschenalter darauf Johann Friedrich von Hannover. — Diese vielen „Kaiser“ waren so ineinander verschlochten, daß keiner sich frei regen konnte, daß jeder den andern hinderte. — Nur ein Fürst hatte freie Bewegung. — Die Markgrafen hatten die Gut Deutschlands gegen die östlichen Barbaren, im Süden hatte Oestreich die Aufgabe übernommen, im Norden fiel sie Preußen zu. Der große Kurfürst war der einzige, der selbständige Kriege führte; die andern dienten im kaiserlichen Heer; Friedrich Wilhelm hatte es mit den Schweden, mit den Polen zu thun; auch am Rhein gegen Frankreich focht er für seine eignen Besitzungen. Nach dem Abfall des Kurfürsten von Sachsen war er der natürliche Vertreter des Protestantismus gegen Oestreich. Sein Staat, der unfertigste von allen deutschen, trieb ihn mit Naturgewalt zu dem Wunsch, sich zu arrondiren, d. h. zu erobern. Mit seiner kleinen Macht konnte er es nur vorsichtig thun, er fügte sich dem Reichsverband, aber grade nur soviel, als die Umstände ihn zwangen. Dann kam der Königstitel, dem Namen nach auf Preußen, der

Sache nach aber auf die alte Mark der Hohenzollern gestügt — ganz anders als die Verbindung Sachsens mit Polen, Hannovers mit England, Holsteins mit Dänemark; indem die Hohenzollern ihre eignen Interessen vertraten, waren sie die Verfechter Deutschlands. Halb aus Caprice, halb aus richtigem Instinkt gründete Friedrich Wilhelm der Erste ein gewaltiges Heer. Dies Heer in die Hand eines begabten, entschlossenen Fürsten gelegt — gegen wen sollte es sich anders wenden, als gegen Oestreich?

Denn jedem Versuch, sich zu erweitern, trat mit Nothwendigkeit Oestreich entgegen. Ehe es diesen Staat geschwächt, konnte Preußen auf keinen Fortschritt rechnen. Ließ es dagegen Oestreich erstarben, so konnte es seinen Untergang voraussehn. denn für ein Vasallenland war es zu stark, und es hatte keine natürliche Basis. — Nun fügte der Zufall, daß Oestreich für fünf Jahre die Mittel, die ihm die Kaisermürde zu seinen Privatzielen gab, verlor. — Das ist keine juristische Rechtfertigung, aber so war der Lauf der Dinge.

Eine nation prussienne gab es nicht, giebt es heute noch nicht. Aber es giebt einen preußischen Staat, d. h. ein aus den verschiedensten Bestandtheilen der deutschen Nation zusammengesetztes, in Einer Hand vereinigt, mächtiges Ganze, welches das Bedürfnis hat, sich nach dem modernen Princip zu einer Nation zu erweitern. Dem Trieb der Erweiterung auf der einen kommt der Trieb des Anschlusses auf der andern Seite mit der gleichen Naturgewalt entgegen. — Von den Mitteln des vorigen Jahrhunderts kann nicht die Rede mehr sein; Preußen hat nicht mehr zu nehmen, sondern zu gewinnen. — „Moralische Eroberung“ ist ein gutes Wort; daß Preußen sich schlagen kann, hat es gezeigt; jetzt muß es zeigen, daß es unter dem schwarzweißen Banner sich gut wohnen läßt. — Preußen vermag schon jetzt seinen Bürgern ein politisches Leben zu öffnen, wie kein anderer deutscher Staat; es kann die Verwaltung völlig decentralisiren, während es sich politisch straff zusammenrafft. — Die Hoffnungen auf Oestreich erlahmen mehr und mehr; schon jetzt gewöhnt sich der Deutsche aller Länder, mehr auf das zu achten, was in Berlin geschieht, als was in seiner eignen Hauptstadt — Etwas mehr wirkliches Leben, etwas mehr innere Kraft, ein entschiedener Bruch mit den Reminiscenzen des unseligen Feudalsystems, das am wenigsten für Preußen paßt, und die Anziehungskraft wird unwiderstehlich. — Nur so entstehen lebendige Staaten, daß ein bestehender kräftiger Organismus die schwächeren mehr und mehr an sich zieht; nicht so, daß man die organischen Bildungen zerschlägt, um aus den Trümmern ein Neues aufzubauen. — Die Sache liegt so, daß wenn es zum Bundesstaat kommt, kein Deutscher etwas zu verlieren hat — auch die Fürsten nicht. — Was der große König begonnen, soll der Bürger vollenden; und

wenn der preußische Staat zum Mittel herabgesetzt sein wird, den Zweck, d. h. die wirkliche Nation, zu begründen, so ist das Werk vollendet.

J. C.

## Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des neu-italienischen Reichs.

(Berlin, Springer).

Von der preußischen Grenze.

Der Verfasser ist ein geschiedter und sehr gebildeter Militär, dessen Ideen man mit Aufmerksamkeit und Interesse verfolgt, auch wo man ihnen nicht beipflichten kann. Wir glauben in ihm einen frühern eifrigen und tüchtigen Mitarbeiter unseres Blattes zu erkennen.

Der Kern seiner Behauptungen ist folgender. Der Besitz Venetiens ist nicht nur für Oestreich eine Lebensfrage, sondern auch für Preußen, Deutschland, ja für ganz Europa; nur durch das Festungsviereck wird Europa gegen die Gefahr einer französischen Invasion gedeckt. Nur durch das Festungsviereck wird das Gleichgewicht erhalten, welches Europa den Frieden verbürgt. Sollte Oestreich wirklich, was nicht zu vermuthen, geneigt sein, Venetien an das neue italienische Reich zu verkaufen, so müßte Preußen in seinem eigenen wie im Interesse Deutschlands Einsprache dagegen erheben, und um dieser Einsprache Nachdruck zu verleihen, eine Coalition mit England, Holland, Belgien, allenfalls auch mit Rußland schließen, um das Festungsviereck bei Oestreich zu erhalten.

Er belegt diese Ansichten mit sehr gewichtigen Gründen, die sämmtlich der Wissenschaft der Strategie entnommen sind. Das europäische Gleichgewicht stellt er sich, ungefähr folgendermaßen vor. In Europa gibt es eine Reihe von Armeen, deren jede einem Souverän gehört. Jede dieser Armeen und jeder dieser Souveräne hat das Interesse, eine geographische Basis zu besitzen, auf welcher nach den Regeln der Kriegswissenschaft Lager aufgerichtet, Festungen angelegt, Heerescolonnen entwickelt werden können u. s. w.

Bündnisse unter diesen Souveränen werden nach den Regeln der Kriegswissenschaft abgeschlossen, um im Lande des Bundesgenossen eine günstigere strategische Basis zu gewinnen, um die Mängel der eigenen Artillerie, Cavallerie u. s. w. durch die Artillerie, Cavallerie u. s. w. des Bundesgenossen zu ergänzen. Die Regeln der